

Nr. 25. Bromberg, den 31. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(24. Fortsetzung.) ———

4.

Es war Nacht auf Björndal, die Nacht zum 23. Dezember. Jungfer Kruse schloß lautlos die Küchentür. Endlich konnte sie verschnaufen. Dazu hatte sie im ganzen letzten Monat noch keine Zeit gefunden. Der Weihnachtsbetrieb auf Björndal war für einen gewöhnlichen Menschen nicht zu bewältigen, und Jungfer Kruse dankte ihrem Schöpfer, daß sie kein gewöhnlicher war. Alle um sie her waren an den letzten Abenden müde geworden und eingeschlafen, sie allein bewahrte unbegrenzt ihre Kräfte. Tag und Nacht, festtags und alltags war sie auf den Beinen. Jeder brauchte sie, alles und alle mußte sie beaufsichtigen und in Gang halten. Ihre Macht war unbeschränkt in Küche und Keller, in Stall und Schuppen und Vorratshaus.

Sie schritt zur Diele, hob die Laterne und sah sich prüfend um. Alles aufgeräumt und gefegt, und morgen sollte noch Wachholder auf die Böden gestreut werden. Das machte die Luft so schön frisch. Sie stocherte im Kamin, um zu sehen, ob unter der Asche noch Glut war. Dann hob sie die Laterne wieder und stieg leise die Treppe hinauf.

Die Weihnachtsvorbereitungen waren, wie jedes Jahr, mühsam gewesen. Alles sollte sein wie zu Thereses, wie zu Ane Hammarbös Lebzeiten. Jungfer Kruse wußte von Ane. Ihr Name lebte in Hof und Siedlung fort. Jetzt war es geschafft, auch dieses Jahr. Ein paar Kleinigkeiten waren morgen noch zu erledigen, dann kam der Weihnachtsabend, und da blieb nur noch das Heizen der Badestube, das Baden und dies und jenes. Müde stieg sie die Treppe hinauf, aber höchst befriedigt. Alles war dies Jahr gelungen, sogar das Mälzen hatte ganz ausgezeichnet geklappt. Ja, und Schlackwurst und Preßkopf waren fest und fein und zu schneiden wie Käse, das Gebäck war eine Freude zu sehen und zu kosten, selbst das Flachbrot war so dünn und spröde wie dürres Laub, und das war das heikelste von allem. Sie hatte aber auch von Anfang bis zu Ende die Augen nicht von der Backmerte gelassen, damit sie nicht wieder einschlief wie letztesmal.

Ja, diesmal ließ sich Weihnachten ganz besonders gut an. Sie wollte nicht zu Bett gehen, ohne ihrem Herrgott für alles Wohlwollen gedankt zu haben, und wenn sie noch so müde war. Sicherlich gönnte er ihr alles Gute, weil er wußte, was für Besuch sie bekamen. Denn Jungfer Kruse machte sich über diese Gäste ihre eigenen Gedanken. Sie hatte in ihrem Leben allerhand feine Leute gesehen — aber so etwas, wie die Majorstochter, noch nie. Daß jemand so unwahrscheinlich Schönes, Vornehmes wegen dieses armen Hauptmanns hier hereinschneien sollte, war doch wohl Fügung. Und jetzt sollte das Fräulein wiederkommen. Jungfer Kruse dachte sich hierüber ihr Teil. Der junge Dag war ja längst heiratsfähig, und in ihren Augen schien für ihn keine zu gut. — Sie würden doch wohl kommen, der Major und seine Tochter? In ihrem Brief hatten sie nur so halbwegs zugesagt; der Hauptmann meinte, sie kämen, aber so ganz sicher war auch er nicht.

Es schauderte sie etwas bei dem Gedanken, wie trostlos Weihnachten ohne Besuch sein würde. Der Hauptmann würde sich grämen, daß er nicht einmal ein paar Gäste hatte beschaffen können, und der Alte spielte abends gern Karten und würde den Major ebenfalls vermissen. Ja, wenn sie es recht bedachte, verknüpfte sich auch ihr das ganze Fest mit Fräulein Barre, kam sie nicht, dann war die halbe Freude über das gute Gelingen dahin.

Jungfer Kruse wußte auch, daß es das Ende ihrer eigenen Glanzzeit auf Björndal bedeuten könnte, wenn das Fräulein hierher käme. Sie hatte sie letztesmal genau angesehen und beobachtet, wie sie den Kopf trug; und Menschen mit einer solchen Haltung ließen nicht mit sich spaßen.

Doch nicht an sich selber denken — das hatte sie von Jungfer Dorthea gelernt. Gott segne ihr Andenken. Schwer für den Menschen, nach Jungfer Dortheas Lehren zu handeln. Und auch Jungfer Kruse war ein Mensch, wenn auch niemand darüber nachdachte. Auch sie hatte eine Liebe, da, Gott verzeihe es ihr, sogar zwei. Die eine war: Jungfer Kruse auf Björndal zu sein, was nicht wenig besagte, wenn Dag ihr die Aufsicht über den ganzen Haushalt übertrug — und das hatte er getan. Das war eine Ehre, die sie umglänzte; etwas, das ihre zungenfertige Mutter und ihr versoffener Vater draußen nicht verschwiegen, wenn sie unter die Leute kamen. Denn es verlieh auch ihnen etwas Glanz. Ihre zweite Liebe war der junge Dag. Niemals hatte er ihr Zärtlichkeiten gesagt oder zugeraunt, die ihre Liebe hätten nähren können; aber es kam vor, daß er sich für dies oder jenes bedankte, und davon zehrte Jungfer Kruses Liebe. Er pflegte für den Wald Mundvorrat bei ihr zu holen und reine Hemden; denn hierin war er sehr eigen. Wenn er gewußt hätte, mit welch unendlicher Geduld die feinen Säume an den Hemden genäht und wie fleißig diese an der Sonne gewendet wurden! Alles dies konnte Fräulein Barre an sich reißen. Schwer war es, nach Jungfer Dortheas Gebot Mensch zu sein, schwer, seinen Nächsten zu lieben.

Jungfer Kruse war den Gang hinauf und in ihre Kammer gelangt. Hier blieb sie gedankenvoll stehen, dann kehrte sie plötzlich um und ging zurück bis an die Tür der Jungfernkammer. Sie trat ein und schloß hinter sich zu. In den letzten Tagen hatte sie schon manches Mal hier in der Kammer zum Rechten gesehen, aber sie wollte, solange es Zeit war, noch einmal alles überprüfen. Ging es mit diesem Besuch, wie sie dachte, dann konnte es nichts schaden, gegen das Fräulein aufmerksam zu sein. Sie sah sich genau um. Groß war die Kammer nicht, aber die Gastzimmer im Neubau schienen Jungfer Kruse so wenig gemütlich, und sie wählte lieber die Jungfernkammer, dieses herrlichste Zimmer der Welt — denn hier hatte Jungfer Dorthea gewohnt. Sie hatte ihr so vieles zu verdanken; eine so edle

Seele begegnete einem wohl sonst nie auf Erden. Sie hatte einen Brief hinterlassen, nach ihrem Tode solle Christine Kruse ihre Uhr bekommen, und die war aus kostbarem Gold und so schön, daß sie jedem, der sie sah, wie ein Heiligtum erschien; und sie war aus Holland gekommen. Jungfer Kruse blickte sich in der Kammer um. Doch, hier war alles in Ordnung. Das Bett stand fertig aufgeschlagen, damit sich das Bettzeug glattzog. Dieses Bett war einfach ein Himmelreich. Die Wände waren mit schöngeschnitzten Figuren verziert, Säulen und Himmel mit Blumen und Schnörkeln, schöner als in der Kirche. Diese neu aufgesteckten Vorhänge waren hier auf dem Hof gewebt, und die Spitzen und Kappen von Jungfer Dorthea selbst gehäkelt und gestickt. In den Kissen und Decken waren Eiderdaunen, leicht und weich wie Luft, und die Kissenbezüge und Laken von blendendstem weißen Leinen, wie es auf dem Hof gebaut und zubereitet, gesponnen und gewebt — und auf dem Rasen von Björndal gebleicht wurde. Vor dem Bett lag ein Luchsfell, das weichste und wärmste, auf das man seine Füße nur setzen konnte.

An den Wänden hingen Bilder und Kleinigkeiten und über der Kommode ein schöner Spiegel; unter ihm hatte Jungfer Kruse einen Kranz aus gelben Immortellen und Zittergras befestigt. Solche Kränze wand sie im Sommer, um für dunkle Wintertage einen Schmuck zu haben.

Jungfer Kruse schnupperte im Zimmer umher; sie hatte drei Tage lang gefeuert, um alles durchzuwärmen, und frisches Fichtengrün in den Ofen gelegt, das die dumpfe Stubenluft vertreiben sollte. Ja, das Fräulein konnte gern kommen und sehen, daß man es hier aushielt, wenn man es auch noch so fein gewöhnt war.

Am nächsten Morgen, bevor noch die kleinste Spur des Tagesgrauens über den Wäldern im Osten stand, knarrte die Tür der Gesindestube, eine Laterne schwankte über den Hofplatz und verschwand in der Stalltür. Es war kein Geringerer als der Großknecht Syver Hintenauf, der den Tag begann.

Heute solle es eine Staatsfuhre geben und er selber fahren, hatte Dag bestimmt. Er müsse einen Major und dessen Tochter holen — der Major sei im Krieg gewesen, in vielen Ländern, ein strenger Herr, ein Dragonermajor. Da dürfe an Fahrzeug und Pferd kein Makel sein, mahnte Jungfer Kruse; er mußte also den großen Hengst nehmen, auch wenn der noch so schlechter Laune war. Für einen Dragonermajor gehörte sich ein mutiger Gaul und rasche Fahrt, das war sonnenklar.

Ja, er mußte den „Bär" nehmen. Der hatte im ganzen Stall die breiteste Brust und lief wie das Donnerwetter. Nur schade, daß ein solches Pferd so von Kobolden besessen war, daß ein Christenmensch ihm kaum mehr nahe kommen konnte. Daher wagte auch niemand recht, mit ihm zu fahren, und er stand still und wuchs sich so übermäßig groß und wild aus, daß sich sogar Syver manchmal überlegte, ob er mit ihm anbinden sollte.

Syver schlurfte durch den Stall. Es dröhnte von Hufschlägen und rasselte von Ketten, während er seine Arbeit verrichtete. Leise wieherte es aus allen Ständen. Zuinnerst hob der „Bär" den Kopf über seine Box weg und schnaubte ihm mit geblähten Nüstern und weißschielenden Augen entgegen. Aha, der „Bär" hatte heut nacht wieder Besuch bekommen. Syver machte sich vorsichtig in die Box und lugte in den Trog. Natürlich — sogar Heu hatten die Kobolde zurückgelassen. Der „Bär" hatte so viel gekriegt, daß er nicht damit fertig geworden war. Er guckte ihn von der Seite an. Mähne und Schwanz, noch gestern so schön gestriegelt, waren ganz kraus und struppig. Die Kleinen mußten die ganze Nacht daran herumgeflochten und gepfuscht haben, das sah man ja. Syver ging quer durch den Stall zu Borka. Sie wieherte, sah hungrig und verstört aus und ihre Krippe war leer und ausgeschleckt. Arme Borka, die Kobolde nahmen ihr alles fort und gaben es dem „Bär", so daß er immer dicker und dicker wurde und Borka mehr und mehr abmagerte. Sie mochten wohl die Falben nicht, die Kleinen, aber mit dem „Bär" trieben sie es, daß es rein gräßlich war. Und wie sauber sie seine Box hielten. Bei jedem anderen fiel nachts Dreck und Heu auf den Boden, bei ihm blieb es fein sauber. Wenn Mist dagelegen hatte, dann war er in den Mittelgang hinausgeschafft worden — alles wie geleckt.

Plötzlich fuhr Syver zusammen. Kicherte da nicht jemand? Es klang fast wie zärtliches Miauen von Katzen. Entsetzt flüsterte er schnell ein Vaterunser vor sich hin. Er wußte, danach waren sie machtlos bis zur nächsten Nacht. Dann tränkte und fütterte er den „Bären", — als er jedoch versuchte, ihm den Striegel in die Mähne zu setzen, da warf „Bär" den Kopf herum und schnappte mit fletschenden Lefzen und bleckenden Zähnen nach ihm, daß es nur so knallte. Richtig, es hatte ihn heute nacht wieder schön aufgeregt, dies Zwergenpack. Jetzt konnte er getrost darauf schimpfen, denn nach dem Vaterunser störte es ihn nicht.

Nachdem er seine Runde durch den Stall beendigt hatte, füllte er den Hafersack für die Fahrt und prüfte nochmals Geschirr und Schellenkranz. Dann wurde es im Stall wieder still und dunkel; nur das einschläfernde Geräusch von Pferdezähnen im Heu oder ein Schlag von schweren Hufstritten auf die Planken unterbrach die Stille. Die Laterne und Syver schwankten durch die Stockfinsternis auf die Küchentür zu; er durfte schon Hoffnungen hegen, wenn er vor einer Fahrt in der Küche einen Imbiß bekommen sollte. Und heute fing ja Weihnachten schon fast an. Das mußte einen Leckerbissen geben, der sich sehen lassen konnte.

Ein schwacher grauer Tagesschimmer stand am Himmel, als Syver Hintenauf sich daranmachte, den Schlitten herauszuziehen. Er ließ sich zwar helfen, aber nur zum Schein; wo Syvers gewaltige Tatzen zupackten, blieb für andere nicht mehr viel zu tun. Heute wollte er den breiten Reiseschlitten nehmen.

Dann kam der Augenblick, wo der „Bär" aus dem Stall sollte. Herrgott, gab das einen Tanz. Er schlug und bockte, daß es lebensgefährlich war, ihm nahe zu kommen. Doch Syver hatte von der Jungfer einen trefflichen Schluck Branntwein gekriegt, und da half dem „Bären" kein Widerstreben. Wohl tanzte er im Schnee, daß der umherstob, aber Syver hielt ihn mit seinen Riesenfäusten an Stirnlocke und Mähne gepackt und konnte jetzt leichtfüßig mit dem Gaul um die Wette tanzen, wie der sich auch drehte und wendete. Oho, er war Pferdeknecht, Syver Hintenauf. Mitten im wildesten Tanz bekam der „Bär" das Gebiß ins Maul, und ehe er sich's versah, lag ihm das Geschirr überm Rücken, daß es klirrte. Und wenn das erst geschafft war, dann gab sich der „Bär" vorläufig langsam zufrieden. Er schien stolz auf all das blitzende Riemenzeug und die blanken Schnallen. Doch als er eingespannt werden sollte, ging das Unwesen von neuem los, er bäumte und sträubte sich und stampfte, daß der Schnee flog. Saß aber das Geschirr erst einmal fest, dann war Syver gewißlich Herr und Meister. In die Deichsel mußte er.

Syver hatte den Schlitten gestern nachgesehen, und jetzt brachten die Mädchen unter Jungfer Kruses Aufsicht alles hinaus, was bei dieser Kälte nötig war. Die Pelzdecken und Felle wurden im alten Vorratshaus verwahrt, vor Mäusen geschützt und gut hinter Schloß und Riegel; nur mit Jungfer Kruses großem Schlüsselbund konnte man heran. Syver zog Schaftstiefel und Wolfspelz an und stieg auf und — war Syver „Hintenauf", wie die Siedlung und das ganze Land ihn kannte, mit Zügel und Peitsche in Händen und dem schnaubenden Rappen im Geschirr.

Jungfer Kruse blickte ihm kopfschüttelnd nach. Einen Augenblick sah es aus, als wolle der Gaul geradeswegs in den Himmel fahren, aber dann ging es über den Hofplatz durch das Tor davon. Da lachte Jungfer Kruse und schloß die Tür. — Die sollten eine Fahrt erleben, der Major und das Fräulein.

Im Laufe des Tages legte sich über den Hof von Björndal eine Unruhe, die vom alten Dag ausging. Immer wieder lief er aus dem Haus und blickte über die Siedlung — zu den Hängen von Hammarbö hinüber. — „Glaubst du, daß sie es auf sich nehmen, in der Kälte so weit zu reisen?" fragte er Klinge. Der alte Hauptmann wurde von dieser Unruhe recht angesteckt, und seine Hände zitterten heute tüchtig; aber er reckte sich, legte sie auf den Rücken und tat würdevoll. „—M—ja — da muß anderes her als Kälte und langer Weg, um Barre abzuschrecken — wenn er kommen will", setzte er vorsichtig hinzu.

Die Brauen des Alten lagen tief über den Augen. Er tat zwar immer so, als handle es sich hauptsächlich um das Kartenspielen; doch schien etwas Ernstes mit ihm los zu sein und ihm graute sehr vor der Möglichkeit, Weihnachten ohne Gäste verbringen zu müssen. Es würde für ihn ein trauriges Fest geben, wenn sie keinen Besuch bekamen. Die Weihnachtszeit weckte manche Erinnerung, und da er sich tagsüber, ja, gar nachts, vielerlei Gedanken machte, wäre

es hart, in der ganzen langen Weihnachtsstille einsam zu bleiben. Und wie ärgerlich, ohne einen einzigen Gast zur Kirche zu fahren! Mit dem Major und seiner Tochter hätte sich Staat machen lassen. Dies — und vielleicht auch noch anderes — war der Grund, weshalb Dag dieses Mal Syver Hintenauf ungern mit leerem Schlitten hätte zurückkehren sehen. Nach der unklaren Antwort des Majors war er bedenklich geworden und noch unsicherer, seit die Kälte eingesetzt hatte. Der Schnee seufzte richtig unter Schlittenkufen und Füßen, und die Luft war vom Frost so dick, daß man die Sonne nur als einen roten Fleck sah.

(Fortsetzung folgt.)

Todeskampf an der Quelle.

Tierskizze von Otto Borls.

Weiß, ödes, gleichförmiges Weiß deckt Täler und Hügel. Am Horizont blaut der Wald. Der weite See gleicht einer verschneiten Steppe. Der Ost zieht dünn und eisig durch die entlaubten Uferbäume und raschelt mit dürrer Geschäftigkeit in dem blaßgelben vorjährigen Rohre.

Doch dort, wo sich die gestorbenen Halme zu riesigen Feldern versammelt haben, gibt's ein mutiges Volk, das dem Winter trotzt; denn da mündet ein Bach in den See. Sein Rauschwasser verhindert weithin das Zufrieren. Und was es nicht erreichen kann, schafft die Quelle, die dicht am Ufer erdwarm hervorsprudelt und die Eisdecke des Sees zurückdrängt.

Dieses offene Wasser ist seit Jahren die letzte Zuflucht des Erpels Schnarpel. Erst wenn es zufriert, pflegt er die großen eisfreien Ströme aufzusuchen. Ein Stockerpel ist er von Natur, ein alter, einsamer Bursche, der nie mit seinesgleichen in Frieden zu leben vermag. Auf einem Bein steht er und schwankt zwischen Ärger und Angst. Auf dem Wasser piepst und quäkt es. Kleine, zierliche Eisenten sind es. Sie haben weiße Brüste und dunkle Haubenköpfchen. Aber Schnarpel hat keinen Sinn für Munterkeit. Jedesmal, wenn eines der Tierchen den Bürzel gründlich emporhebt oder gar taucht, schwillt sein Zorn. Der Enterich hält sich für den alleinigen Herrn in diesem Revier. Erst gestern ist er einem Kolbenerpel, der mit zwei Weiblein hier Rast machen wollte, derart an den dicken brandroten Kopf gefahren, daß der Fremde Federn lassen mußte und empört über die Ungastlichkeit zum Weiterfluge aufstieg.

Auch jetzt wäre Schnarpel gern unter das fremde Volk gefahren, hätte ihm nicht geschienen, als ob für einen Augenblick ein gefürchtetes Flugbild mit unangenehm schnittigen Flügeln blitzartig das Grau dort oben überkreuzte. Also ließ der Erpel das zweite Bein herab, um Stand zu gewinnen, hielt den Kopf schief und spähte scharf umher. Dann nickte er sich selber zu und watschelte zum Schilf. Ehe er da einschlüpfte, schaute er über die Schulter zurück. Die Gründler betraten einer nach dem andern, mit dünnen Stimmchen schwatzend, das Eis.

„Blitz, Dampf und Entenschrot — Quaks!" sagte Schnarpel heiser, duckte sich und flitzte in die Halme. Aber er hätte ebensogut vor einer Kugel flüchten können; denn wenn Tüel, der graue Habicht, zustieß, dann war es zu spät. Schneller als ein Schleuderstein schlug er nieder, hatte seine Fänge einer Eisente in den Rücken gebohrt und schleppte sie aufs Eis hinaus. Sie schrie verzweifelt, sie ruderte mit allen vier Gliedmaßen, — es half nichts. Die Dolche bohrten sich tiefer in die Lunge. Der Schnee färbte sich rot. Bald wurde sie matt und gab nach.

Triumphherend stand Tüel auf seinem Raube. Weithin hallte sein lauter Siegesruf. Sein hartes, gelbes Auge war furchtbar anzuschauen, als es den davonflatternden Eisenten nachsah. Jetzt traf es Schnarpel. Der erschrak außerordentlich, ließ einen heiteren Ton hören, nickte, machte einen aufgeregten Klecks, rührte sich aber nicht von der Stelle. „Nur nicht aus dem Rohr!" dachte er. Und dann fiel ihm ein, wie er einmal den grauen Wüterich gehörig gezupft hatte, als dieser in die hohen Binsen nach der lieben, bescheidenen Liebsten vorbeischlug, sich in den Halmen verwirrte und vergeblich aufzusteigen versuchte. Das war aber während der Paarung gewesen, und da hatte Schnarpel stets Mut wie der Teufel.

Tüel fing an zu kröpfen. Das war ekelhaft anzusehen. Also zog sich Schnarpel tiefer in das Röhricht zurück . . . .

Zwei Tage sumpfte und dümpelte er nun in mürrischer Abgeschiedenheit. Über ihm klingelten die Scharen der Durchreisenden, ohne einen Versuch einzufallen. Dann aber kam der alte Kolkrabe, der weit hinten im Walde hauste. Er hatte die Gewohnheit, ab und an die Uferstellen zu inspizieren. „Kork!" — stellte er sich in tiefem Baß vor. Schnarpel aber drehte ihm den Bürzel zu; denn er wußte, was der Schwarze nun beginnen würde. Die Reste der Habichtsbeute verschwanden bis auf die Knochen, und der Wind trieb die Federn vom Eise.

Und siehe da! Schon in der nächsten Morgenfrühe fielen fünf Moorenten, schwarzglänzende, rotschnäblige Geschöpfe, ein. Schnarpel spie Gift und Galle. Federn flogen, Gequake, heiteres Geschimpfe. Die schönste Balgerei kam in Gang . . .

Inzwischen suchte Tüel, der Habicht, sein Revier ab. Hier riß er eine Elster wie einen bunten Lappen aus der Luft. Dort schlug er eine Krähe dicht neben ihrem Horst. Eine unvorsichtige Amsel starb unter seinen Fängen. Auf dem Felde verminderte er ein Hühnervolk. Ein Wiesel war seine nächste Beute.

Zuletzt fiel ihm Schnarpel ein. Seit zwei Jahren bereits verfolgte er diesen gerissenen Kerl. Und wenn ein Habicht sich auf irgend eine Beute einstellt, läßt er erst im Tode von ihr ab. So glaubte Tüel keinen Frieden finden zu können, wenn er den dummfrechen Schnarpel nicht zwischen den Fängen hatte . . .

Tüel kreiste sehr hoch über der Quelle. Er sah das Entengewimmel, aber er schlug nicht zu, obwohl man ihn in dem Getobe nicht beachtete; denn er war gegen Wasserspritzer im Winter sehr empfindlich. Abwartend blockte er in einem der Uferbäume auf.

Schnarpel sah die letzten fremden Enten davonklingeln, schwatzte befriedigt vor sich hin, umschwamm ein paarmal sein erobertes Reich und begab sich dann an Land, um seine aufgeplusterten Federn zu glätten. Von dem Herumbalgen war er noch immer etwas aufgeregt, darum ließ er die gewohnte Vorsicht außer acht. Müde gedachte er ein Auge voll Schlaf zu nehmen. Schon wollte er den Kopf unter den Flügel stecken, da war der gefürchtete Schatten über ihm.

Schnarpel verspürte einen entsetzlichen Schmerz im Rücken. Wie ein einziger Stich ging's ruckartig durch den Körper. Vor Angst besinnungslos strebte er dem Wasser zu: „Tauchen, nur tauchen!"

Aber die starken Schwingen über ihm rissen ihn zurück. Schnarpel stemmte seine kurzen Beine fest in den Boden und breitete die Flügel, gab das aber sofort auf; denn er spürte, daß er dadurch seinem Widersacher nur half. Sobald er Luft unter die Flügel kriegte, hatte die graue Macht Gewalt über ihn.

Immer tiefer gruben sich die Fänge in Schnarpels Rücken, immer fester verklemmten sie sich zwischen seine Rippen. Der Enterich wollte schreien, bekam aber nur einen halberstickten Laut heraus. Endlich das Wasser! Schritt um Schritt nur kam der Gepeinigte weiter; denn der Unhold ließ nicht locker. Der zähe, alte Erpel spürte, wie sein Leben verrann, da wollte er nach Sitte seines Volkes tauchen, um sich auf dem Grunde festzubeißen.

Bis zur Brust reichte schon das Wasser. Jetzt schlug Schnarpel wie wahnsinnig mit den Flügeln. Tüel wurde naß. Nun wollte er sich lösen, aber es war zu spät. Der tauchende Erpel hatte ihn bis zu den Schwingen auf die Wasserfläche gedrückt. Weiter ging die Fahrt, ein-, zweimal um das offene Wasser herum. Tüel war bis zur Unkenntlichkeit eingeweicht. Hart packte ihn die eisige Kälte an. Die Fänge konnte er wohl noch lösen. Aber an ein Aufsteigen oder gar Schwimmen war nicht zu denken. Noch ein paar mächtige Schläge, und es war zu Ende . . .

Schnarpel sah man nie wieder. Er war unter Eis weit in den See hinausgetrieben worden. Den toten Tüel brachte der Ostwind an Land.

Karneval in Montevideo.

Von Colin Roß.

Wir entnehmen den folgenden Abschnitt mit Genehmigung des Verlags Brockhaus, Leipzig, dem interessanten Buch von Dr. Colin Roß: „Südamerika, die aufsteigende Welt".

„Es gibt drei vollkommene Dinge in der Welt, meinte der Brasilianer, „die englische Flotte, das deutsche Heer und den Karneval in Montevideo."

Wir standen auf dem Oberdeck der „Ciudad de Montevideo". Pechschwarz waren Meer und Himmel, über die die Lichtzeilen der flammenden Straßen von Buenos Aires wie leuchtende Perlenschnüre auf schwarzen Samt gelegt waren.

Vorn an Bug rauschte das Wasser. Es dauerte eine Weile, bis ich antwortete: „Gibt? — Gab!"

„Nun ja", meinte er, „es ist lange her, daß ich drüben war."

Es waren nicht allzu viel Passagiere an Deck. „Noch vor ein paar Jahren", sagte mein Gegenüber, „mußte man sich um die Faschingszeit viele Tage vorher einen Platz sichern; aber heute bei den Preisen und den Paßschwierigkeiten merkt man den Ausfall."

Aber am folgenden Abend auf der Plaza de Independenca war im treibenden Menschenstrom kaum durchzukommen. In der Mitte des Platzes blendete der Brunnen mit den wasserspeienden Seetieren, von tausend Glühbirnen überkuppelt. Und weiterhin die Avenidas auf und ab, Wappen, Girlanden, Ketten farbiger Glühbirnen von Haus zu Haus über die Straßen gespannt.

Vierzigtausend Peso hatte diese Illumination der Stadt gekostet! Vierzigtausend uruguaysche Goldpeso! Und darunter zog auf und ab die endlose Kette der Wagen, Reiter und Autos, Kostüme, Masken, phantastische Aufbauten, das unablässige Spiel von Dutzenden von Musikkapellen und das Kreischen der Frauen und Mädchen.

Knöcheltief watete man in Konfetti und Papierschlangen, mit Parfüm und Wasser bespritzt, einer zweifelhaften Errungenschaft südamerikanischen Karnevals, und man sieht dem Bemühen dieser Massen zu, sich krampfhaft zu amüsieren; denn im Grunde ist dieser südamerikanische Fastnachtsspuk unglaublich langweilig. Das geht nun schon Tage so, und dauert noch viele Tage, denn wenn der Südamerikaner feiert, dann feiert er gründlich, womit freilich nicht gesagt ist, daß er selten feiert, und so beginnen Umzüge und Bälle bereits vor Faschingsonntag und dauern lange über Aschermittwoch hinaus.

Um nichts zu versäumen, fangen die großen Maskenbälle erst um Mitternacht an, um die Stunde, zu der der Korso auf den Straßen endet. Auch auf diesen Bällen ist es nicht viel lustiger als auf der Straße, und ich gehe bald gelangweilt aus dem Teatro Solis, dessen Maskenbälle etwa den Münchener Bal parés im Deutschen Theater oder den Gürzenich-Festen in Köln entsprechen sollen.

Freilich eines kommt hinzu, der Fasching fällt auf der anderen Seite des Ozeans ausgerechnet in die Hundstage, und auch die schönste Winterlandschaft, die man im Teatro Solis aufgebaut hatte, konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Thermometer über dreißig Grad zeigte.

Man hängt drüben merkwürdig zäh an Traditionen, wo man solche hat, und so muß auch das ganze Faschingstreiben sich in den glühendheißen Straßen des Stadtinnern abspielen, statt draußen an der See, auf den wunderbaren Strandpromenaden, die Montevideo zu einer der reizvollsten südamerikanischen Metropolen machen.

Im Gegensatz zu Buenos Aires, das die Lehmflut des La Plata von der offenen See scheidet, liegt Montevideo am, fast möchte man sagen im, freien Meer. Ein sanft ansteigender Rücken schiebt sich in den Ozean vor, auf dem die Stadt errichtet ist, und von mancher Straßenkreuzung hat man gleichzeitig nach drei Seiten den Blick auf das strahlende Blau, das, — mit dem Himmel sich verschmelzend, wie ein Kuppelhorizont die Stadt einschließt.

Montevideo ist nur die Hauptstadt der kleinsten der südamerikanischen Republiken, allein es ist gleichzeitig Weltbad, und darum die Anstrengung, seinen Fasching, seine Sommerfeste, seine Spielsäle zu Attraktionen für den ganzen Kontinent auszubauen.

Unmittelbar an die innere Stadt, an das eigentliche Geschäftsviertel grenzen denn auch die ersten Badehotels und Strandpromenaden; wunderhübsche große Gärten, weite Strecken feinen gelben Sandes mit Badehütten und mit Hunderten von Männern und Frauen in farbigen Badekostümen wechseln ab mit malerischen Felspartien, auf denen ein Einsamer in zerlumpter Kleidung nach Austern und Seemuscheln scharrt.

Wenn der offizielle Fasching auch noch im Stadtinnern tobt, so ist der inoffizielle doch schon an den Strand vorgedrungen, und in Pocitos, dem eleganten Badestrand, flaniert der Strom jener, die sich von der misera plebs zu trennen wünschen. Man ist hier demokratisch in Südamerika, trotz aller Grenzen, die übermäßiger Reichtum aufrichtet. Aber da die Form gewahrt werden muß, kosten beispielsweise Strandkorb und Badekabine zu Füßen der Milliadärhotels von Pocitos und Carasco auch nur die gleichen zehn Cent wie auf dem Volksstrand von Ramires, und um sich zu separieren, bleibt den Reichen nichts anderes übrig, als die Badeorte immer weiter hinaus zu verlegen. Wer den weiten Weg nicht scheut, kann dort mit den hochgezüchteten Frauen aller Nation baden und für die kurze Spanne am Strande als ihren Kreisen sich zugehörig wähnen. Denn um dort auch nur kurze Zeit zu wohnen, reicht mitteleuropäische Valuta nicht aus; das einfachste Zimmer ist nicht unter 20 Goldpeso für den Tag zu haben.

Die hell erleuchteten Fenster der Spiel- und Ballsäle werfen glitzernden Widerschein auf die pechschwarze Flut. Die breite, jetzt leere Autostraße schimmert violett, und der Schein der Bogenlampen sticht wie mit Dolchen in unergründliche Tiefen.

In der Stadt fahren noch die letzten buntgeschmückten Autos durch die Felder bunten Papiers. Die Masken drängen in die Ballsäle. Die Zeitungsjungen kommen angelaufen und schreien die ersten Ausgaben aus: „Blutiger Karneval in Buenos Aires. Die Höllenmaschinen im Ballsaal. Dutzende von Verwundeten."

Noch druckfeuchtes Zeitungspapier gleitet aus achtloser Hand zu dem Wust von Papierschlangen und Konfetti, das die Straßenkehrer mit dumpfer Gleichgültigkeit in großen Haufen zusammenfegen.



Der Grund.

„Ach so, deshalb wollte sie unbedingt das Zimmer mit der Fahnenstange haben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.